Blätter aus Rom (1988)

Autor(en): **Bruder, Balz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **64 (1990)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-559211

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Balz Bruder

Blätter aus Rom (1988)

Römische Chimäre

Die Straßen leergefegt, die Häuser still, Kirchen zugemauert, Fensterläden schlagen im Wind, der Himmel mystisch verklärt, die Sonne seltsam trügerisch und aufdringlich. Hier streichelt die laue Luft die zarten Gemüter, hier umspielt gefügiges Wasser den Fuß des Unbedenklichen, hier betört die duftige Fiole den allzu Sinnlichen.

Du standest da, ich auch. Du ein bißchen weniger leer, still und zugemauert, ich ein bißchen weniger zart, unbedenklich und gefügig. Wir, da. Mich begann allmählich der matte Glanz des palatinischen Flimmers einzuhüllen, dich verschlang die bunt züngelnde Lockung forischer Steinernheit. Zwischen uns Jahrtausende amorpher Fragmente, durchsetzt nur durch den gelegentlichen Blick auf die monumental-sterile Ästhetik unserer Tage.

Janus hat die Türen geschlossen, Geschichte, ergib dich der Zeit, herrenlose, magere Plebejerkatzen ergreifen abermals Besitz von dir, unheimlich wehklagendes Szenario, scheinwerferlang erhellt, eingedunkelt wiederschwellendes Leben auf täglich totem Grund, nächtlicherweise neubelebt.

Die Tische sind besetzt, silbrig-schuppiger Fisch hängt in den Sielen gastronomischer Annehmlichkeit, die glatte Oberfläche roten Weins dient als Spiegel tuschelnder Köpfe, das alte Wehn vom Meer trägt den salzigen Hauch in die winkligen Gassen, gleichsam Ahnung einer vergessenen Weite und Maß einer unterschlagenen Tiefe. Doch die will niemand.

Da liege ich denn, ein fernes Rauschen im Ohr, der Lärm des Corso schlägt in blindwütige Monotonie um, rein medizinische Tachykardie, Schweißperlen halten sich hartnäckig auf der Stirn, die nackten Füsse zeichnen sich markant unter dem barock anmutenden Faltenwurf des Lakens ab. Der Flur liegt im Dunkel, die Milchglaslampen, die an aufreizend dünnen Metallverstrebungen baumeln, sind nurmehr Skelett. Dann Rufe aus einem entlegenen Teil des Hauses, unheimlich verhallende, sich allmählich verirrende Laute.

Ich, allein. Alles fordernde Stille, ruhige Beklemmung, ungebremstes Verharren. Alles so nah. Alles um so ferner. Projektion, spekulative Fiktion, rundum Nacht als Vergrößerungsglas der Angst. Palatinischer Schrecken ersteht, der Mythos der Befangenheit, die sich mit schleichender Verläßlichkeit überall dort einnistet, wo sie paralysiert, tausendfach reproduzierbar, immer gleich, mit jedem Mal gewisser, unwirklicher auch.

Wenn ich dann, wie durch blinden Zufall geführt – diese Stadt ist in gewisser Weise unprogrammatisch – plötzlich im campari-geschwängerten Dunst pantheistischen Schattens sitze, mechanisch Füllfederhalter und Papier zurechtlege – Klischees sind da, bestätigt zu werden – um festzuhalten, was

in keinem Verhältnis zu nichts steht, ist die vorauszusehende Trübung des Aperitifs das Klarste und Klärendste weit und breit. Und trotzdem: Da taucht sie endlich auf, die Szene, um die ich so lange gerungen habe.
Schuhe, mit göttlichem Staub der Via sacra bedeckt, Kopf schwankt zwischen Basilika des Konstantin und dem Haus der Vestalinnen, fürchtet das versengende Feuer des korinthischen Peripteros, schreckt vor imaginärem Keuschheitsgelübde zurück, will nicht durch den Blick einer Vestalin von der einem Schwerverbrecher geziemenden Strafe erlöst sein, wendet sich der kolossalen Basilika zu, die, von Konstantin nach dem Tod des Maxentius im Jahre 312 bei der Milvischen Brücke zu Ende geführt, mit ihren hohen Kreuzgewölben und wuchtigen Pfeilern schwindeln macht, dazu aufwühlend unausweichliches Frösteln.
Dieses Schwanken, augen-blick-lang die Möglichkeit, dich, grausame Hüterin des ewiglich verdammend schwelenden Feuers, zwischen Dioskurentempel – ade, du erbärmlicher Totenleuchter – und Quellheiligtum der Juturna, am Augustustempel vorbei – Markus Antonius, deine racheheischenden Worte tönen noch heute zu Ehren des eingeäscherten Diktators – auf den Palatin zu führen. Nein, ich habe die Treppenstufen nicht gezählt, doch sie müßten mit spielender Leichtigkeit zu nehmen sein, in von Erwartung unterdrückter Freude, keuchende Erschöpfung dann am Ende der gewundenen Treppe, kaum ein flüchtiger Blick zurück auf den Titusbogen, Zeit, viel Zeit schließlich, sich in einem wuchernd-schlichten Garten zu verirren.
Schatten ist gewandert, mich friert, eingehende Ausgänge, ausgehende Eingänge. Es bleibt nur der Fluchtweg über den Hügel.

Immer wieder spärlich nur

Am Morgen zeichnet sich die mächtige Kuppel von Sant'Andrea della Valle im Spiegelbild des halbgeöffneten Fensters ab. Gläserne Geschliffenheit nimmt behutsam sandsteinfarben-körnige Wucht auf.
Nein, es ist nicht die Sehnsucht nach dem Morgen, es ist auch keine Nostalgie, es ist nur der alte Eindruck von der Unzeitigkeit der Zeit mit der sehnsüchtigen Erwartung dessen, was jetzt nicht ist, was nie war und was kaum sein wird, von dem ich wahrscheinlich auch keine Vorstellung habe.
Es ist nur das Grauen eines von der Nacht erschöpften Tages, der, kaum gereift, bereits die Enzyme der Fäulnis in sich trägt.
Das Muster der farblosen Steinfliesen erscheint heute besonders charakterlos, billige Kopie einer ornamentalen Intarsienarbeit; die Federn des ungelenken Feldbettes drücken heute mit besonderer Konstanz durch die mangelhafte Dicke der

tausendfach verlegenen Matratze; der Wasserhahn tropft heute in ganz besonders unregelmäßig tropfender Impertinenz.
Zeit rinnt, rinnt zeitlich, Rinnsal Zeit, zeitlich rinnt Rinnsal Zeit, segnet das Zeitliche.
Ist es die verklärende Wirkung des eigenwillig schattierenden Lichtes, ist es der eindringlich schleichende, den Tassen übernächtigt morgenzeitungslesender Straßenbarbesucher entströmende, ristrettespressocaffelatteske Duft, ist es der im Innenhof gefangene, sich an den blätternden Kalkwänden spiralig schnirkelschneckisch emporschraubende Lärm des ganz in der Nähe großmächtig seine Bahn ziehenden Corso, der mich in unvermuteter Leichtigkeit jeglichem und jeglicher enthebt, so daß alles Tropfende zum Springenden, alles Farblose zum Schillernden und alles Drückende zum Empfangenden wird?
Farblos tropfend drückende Einheit, für Minuten erträgliche Normalität, vielleicht. Manchmal habe ich mich gefragt, ob denn normal sei, was als normal erst wahrgenommen werden muß. Wäre das Normale dann nicht ein schon überhöhter Zustand, gleichsam ein versöhnlich fassendes Gefäß all des Widerstreitenden und Verbrüchlichen?
Es gibt keine Normalität, weder im Erinnern noch in der Vorstellung. Die Gegenwart ist ohnehin nur zu ertragen.
Ich steige die Treppen hinunter, sehe in Gänge, in denen die Dunkelheit frißt. Der Weg ins Freie scheint heute endlos zu sein. Ich öffne die schwere, messingbeschlagene Holztüre, schaue kurz zurück, das Schloß kracht, ich erschrecke immer wieder, in den Gängen hallt Schrecken und Angst, Lust und Schmerz, alles verschluckt. Ich mag sie, diese stummen Zeugen verstohlener Schritte, unterdrückter Schreie und heimlichen Zwiegesprächs. Raum zwischen Räumen. Ewiger Zwischenraum, Feld des Unentschiedenen, Parkett der Zögerung.
Ich weiß, daß ich ertappt werde, allein im Gang, Wände werden vorwerfen, Decken das Geschluckte speien, warten keine Entgegnung ab.
Zeit steht still, stille Zeit, Zeit ist still, Zeit, still, alles verhallt.

Verwünschung

Flirrende Hitze, die Luft steht, das Reservat der Vernarbung im Stadium seifernder Gerinnung. Ich könnte das Schicksal mit Fäusten boxen, aber es zerrinnt mir wie zäher Seim zwischen den Fingern, versickert. In gefügiger Unentschlossenheit stehe ich inmitten der Stadt, die einst von tosenden Wellenbergen eingerahmt war, später versandete.
Plötzlich steigt im Dunst ferner Vorstellung die überlebte Stadt auf. Die Leute tragen leichten Salzflimmer auf den Lippen, ihre Füsse bedeckt der Sand, der jede

Ritze ausfüllt. Unversehens stehe ich im Halbrund des Theaters. Von hier aus wird jegliches Flüstern zum Schrei, selbst Gedanken verraten sich. Abrundung, Rückseite, Blick in den Wandelbezirk des «foro delle corporazioni», knorrige Olivenbäume lassen ihr Laub achtlos auf bleichende Mosaike fallen, Straßen schweigen, Paläste verstummt, Steine.
Das Reservat der Vernarbung, Verwilderung auch. Steineiche und römische Fontäne, Sukkulenz und hallendes Atrium, Flechte und erodierter Blutstein. Verwilderung ist Vernarbung. Kultürlicher Funktionalismus weicht versöhnlicher Defunktion. Sie verwirrt, Spielplatz des Haltlosen, Experimentierfeld der Fiktion. Hinter jeder Ecke lauert Vergangenheit, wahrnehmbar in der drängenden Unwirklichkeit der Gegenwart.
Die Eidechse, die sich so aufreizend keck meinen unverwandten Blicken stellt, gehört zu dieser, nur weiß sie es nicht und braucht es auch gar nicht zu wissen, denn es reicht, wenn ich es weiß, der ich es nicht zu wissen brauchte. Inzwischen ist sie in irgendeiner Ritze des Steins verschwunden, müßte nicht mehr sein, wenn sie nicht eben jetzt zur lauernden Vergangenheit geworden wäre. Einmal, wenn ich zurückkehre, der Stein wird glühen, vielleicht regnet es auch, werde ich darauf verweisen können, im Jahre soundso, an einem ausnehmend warmen Sommertage, eine Eidechse gesehen zu haben, die sich auf eben jenem Flecke, ja, genau da war's, sonnte und dann in dieser Ritze des inzwischen etwas gedunkelten Steins verschwand, zunehmend Vergangenheit, reproduzierbar zudem.
Es lauern überall Eidechsen. Sie tauchen unvermittelt auf. Sie sind hartnäckig, unausweichlich einkreisend, zuletzt schlingwürgend gemein. Ich habe eine Abneigung gegen blindschleichende Häßlichkeit, die hinterhältig Raum für phantasmagorische Projektionen aller Art schafft. Ich bin ein Schwächling. Wer fürchtet sich schon vor kehlfleckigen Smaragdeidechsen, skurrilen Scheltopusiks und degenerierten Geckos. Nein, ich kann den Kampf mit den schwachbeinig-runzligen, kümmernden Kriechtieren nicht aufnehmen.
Der Blick trübt sich, schleichende Unrast, auferlegtes Stummsein, ewige Belauerung, kühle Nacht, alles Erinnerung.

Irgendwo

Warmer Sand birgt schlagendes Herz, reißende Flut zieht schweres Gehölz, und mir liegt die Zunge so ausgetrocknet und träg im Mund, als wären meine Gedanken Wüste und meine Sprache Verkrustung. Ich habe dich gesehen, in Umrissen, eingehüllt in die schattige Dunkelheit des vergehenden Tages. Dein Bein umschlang die gewundene Steifheit des wackligen Bar-

hockers. Deine Füsse verharrten in letzter Anspannung. Forderndes Lippenrot ging ablaugende Verbindung mit campari rosso ein. Deine Hände spielten abwechselnd mit dem silberbeschlagenen Zigarettenetui und dem hölzernen Olivenspieß. Achtlos ausgestoßener, sanft gehauchter, willentlich leicht gekräuselter, verstohlen verpuffter Zigarettenrauch kommunizierte an vergilbter Stukkatur.

Es war warm an diesem Abend. Die Türe der Bar stand offen. Bei jeder Grünphase der Ampel überfiel der Motorenlärm die vertrauliche Anonymität der Bar mit Wucht.

Für Sekunden bleibt alles, wie es ist.

Worte hängen wie trocknende Wäschefetzen in der Luft, die geläufige Freundlichkeit klirrender Gläser verwischt, das proportional zur Stufe der Verfeinerung von Kaffeebohnen höher werdende Surren der Mahlmaschine taucht reziprok zum Straßenlärm unter.

Plötzlich stehst du vor mir. Ist die Seide deines roten Kleides echt? Ist dein kastanienbraunes Haar gefärbt? Wer hat dir die goldene Armspange geschenkt? Und das Amulett? Deine Lippen zucken. Sind deine Augen immer blau?

Der Wind hat nachgelassen, weiche Milde umzingelt mit spielerischer Lockung alles Forschende, das sich dem Fragenden stets aufdrängt und ihn ewig scheitern läßt.

Versteinerung hieße die Lösung. Ich merke, daß ich bis tief über die Knöchel im Sand stecke. Statisch eine unproblematische Lage, monumentales antidiluvianisches Fossil, petrifizierte Unschuld, konfisziertes Verlangen, peremptorischer Anspruch, exemplarische Wirklichkeit. Ich kenne das Petrefakt, den Eindruck der Lähmung im Bewußtsein der Handlungsfähigkeit, des Müssens sogar, doch nichts geht, alles steht.

Ach ja, und dann bist du gegangen, und ich war so Stein, daß ich dir nicht einmal in Gedanken folgen konnte.

Da müßtest du jetzt erscheinen, denke ich mir. Der Konjunktiv ist bewußt und mit Maß gesetzt.

Balz Bruder

1967, Matura Typus B, freier Mitarbeiter beim *Aargauer Tagblatt*, Studium der Jurisprudenz im 1. Semester, wohnhaft in Küttigen.